

Das Menschlein Matthias.

12] Erzählung von Paul Jlg.

Am meisten gefiel Matthias von vornherein der große Stempel mit den vielen verstellbaren Zahlen. Die Mutter erklärte ihm die Mechanik sowie die Art des Ausdrucks, worauf er mit unbeschreiblicher Wonne eine Anzahl wertloser Schnitzel nummerierte und sich überhaupt als ein vollkommen gemachter Mann vorkam. Er durfte die herrliche bunte Pappe zerschneiden, den sauberen, bläulich-weißen Kleister auftragen und aus den Abfällen nach Belieben Sammlungen nach eigenem Geschmack herstellen. Das war, beim Strahl, eine andere Sache als Kinderwiegen, Messerputzen, Erdäpfelschalen und Brot-holen. Sie nahm ihn so sehr in Beschlag, daß er nebenbei nur mehr ganz flüchtige, sorglose Blicke hinüberwarf in den großen Saal, wo an drei die ganze Länge des Raumes durchlaufenden Tischen die Ausrüsterinnen vor den unterschiedlichsten Sticker-eien saßen und eine Menge von Schachteln füllten. Diese bald laut, bald leise schnatternde Herde, überwacht von der „Ersten“, die öfters zu Fleiß und Ruhe mahnte, konnte Matthias weder stören noch neugierig machen. Da mußte schon ganz etwas anderes kommen. Und dies geschah denn auch, ehe er sich's dachte.

Da oben herrschte nämlich vor allen Großen, Befehls-mächtigen Herr Oberholzer, der eigentliche Genius der Bleiche, der Schöpfer des künstlichen Gartens, der an mannigfaltiger Pracht nicht seinesgleichen hatte. In allen Gegenden der Erde wurden die Wunderwerke seiner Phantasie angestaunt und mit schwerem Geld aufgewogen. Da lagen ausgebreitet blumenübersäte Kaschmirroben, bestimmt, die Lieblingsfrauen eines Schahs oder Sultans zu schmücken; mit Argusaugen bewachte Prachtstücke wie die schwereren Gipirekleider, von denen noch der bitter süße Geruch des Aekwassers ausströmte, von bunten Bändern durchzogene Sommertagssträume auf Batist oder Musselin, in Glanzpapier gebettet, wohl wert, von den schönsten und eitelsten Damen der Neuen Welt getragen zu werden. Und neben diesen kostbaren Gehängen — nicht zu vergessen — die winzigen handgestickten Ziertüchlein, unter denen welche waren, die leicht ein halbes Jahr augenmörderischer Arbeit am Stichtahmen erfordern hatten und im Wert den prächtigsten Koben gleichkamen. Ob wohl die Milliardärst-tüchter, auf deren Publikischen diese Wunder der Phantasie und Geschicklichkeit einmal ihren Zweck erfüllten, zuweilen eine leise Ahnung ankam von so vielen Tagen des Fleißes, der Sorgen, Freuden, Tränen auf zwei Handbreit Batist, den der sanfteste Windhauch forttragen konnte? So ein Tüchlein mochte im Lande der Wolkenkraber eines Tages im Schau-fenster liegen gleich einem indischen Schmetterling, erblickt von einem Kenner und Liebhaber, der die Karität mit zwei Hundertdollarscheinen aufwog und dann der Herzensfreundin zum Morgengruß lächelnd, kändelnd statt einer Rose an den Busen steckte.

Ganze Berge leichter Spachtelware türmten sich auf, unermesslich war die Zahl der gewickelten weißen, gelben und schwarzen Spitzen, Spitzen grobe, Spitzen feine, aber alle gemacht, den Augen der Männer zu schmeicheln, Sinnbilder der Frauenlaunen, Loblieder auf ihre Jugend und Schönheit; die einen geschaffen, in Palästen über schwellende Teppiche zu rauschen, die anderen, den Styr der Laster zu verschönern, und noch andere, von schlichten Sinnen erwählte, die halfen, den Garten der Ehe zu schmücken, auf daß er lange jung und wandelnswert erscheine.

Welche Himmel oder Hölle von keuschen und lasterhaften Verführungskünsten schlummerten in diesem Hause; Lustspiele und Tragödien, holdes Gewahren, bitteres Versagen, mancher Menschen Glück und Ruin . . . alles von ahnungs-losen Händen bereitet. Ja, ein Zauberer mußte es sein, der diesen Garten schuf, und überdies war es ein verbitterter, un-anscheinlicher Mensch, vor dessen derben Scherzen namentlich die Jüngsten, Anständigen unter den Mädchen stets auf der Hut sein mußten, sobald er, von Langeweile geplagt, aus seinem Kräftig trat, wo er die köstlichen Blumengedichte aus-heckte und zu Papier brachte. Den Namen des Dessinaturs Oberholzer nannten die Kaufherren von London, New York, Paris und Konstantinopel mit aller Ehrfurcht; seine Kol-

lektion galt als das Evangelium des guten Geschmacks und besaß die größte Anziehungskraft. Die feine Befolgung be-treffenden Gerüchte schwankten zwischen zwanzig- und dreißig-tausend, aber soviel war gewiß, daß selbst der Hauptkassier Bankel in diesem Punkt bei weitem nicht an den Zeichner heranreichte. Dazu ließ er groß und klein die Macht des Unersehblichen fühlen, eine launische Tyrannenmacht, von der selbst Hirsch senior nicht verschont blieb. Wenn die weither gereisten Käufer kamen, um die neuen Entwürfe zu beschauen, mußte der Gewaltige gewöhnlich erst aus dem Treustädter Hof vom Spieltisch geholt oder gar auf dem See draußen gesucht werden, wo er seinen Brüdern, gefrässigen alten Sechten und Barschen, nachstellte.

Herr Oberholzer hatte auch heute seinen grämlichen Tag. Es war nämlich unversehens einer jener Stürme ausgebrochen, die selten ohne die Kunde „Mann über Bord“ abließen.

Im Saal wollte die Arbeit nirgends mehr vonstatten geben. Alles lauschte mit stockendem Atem, man warf sich sprechende Blicke zu, und ein Wohlbehagen, ähnlich dem der Schildbürger, „menn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“, besetzte die schadenfrohen Gemüter. Nur wenn dann die bespernde Stimme der „Ersten“ einschlug, hörte man wieder das Pfeifen der Scheren, das Rauschen des appretierten Stoffs und des Seidenpapiers. Mister Green, der trotz vieljährigem Umgang mit der deutschen Sprache noch immer nicht ohne zwei Drittel Englisch auskommen, hingegen sehr unangenehm werden konnte, wenn ihn jemand einfach als Herr Grün ansprach, überlegte sich, ob es nicht seine Pflicht sei, in den Kräftig des brüllenden Löwen zu treten und ganz energisch um Ruhe zu bitten. Es blieb indes beim guten Vorfall, obwohl der Lärm mit jeder Sekunde mehr answoll: niemand mochte da sein bißchen Autorität leichtsinnig aufs Spiel setzen. So groß war allerseits die Furcht vor dem Mann, der dort drin das Regiment führte.

Blöblig wurde jedoch der Schauplatz dieser aufregenden Handlung in den großen Saal verlegt. Im gleichen Augenblick, als zur Rechten Hirsch senior unbemerkt ins Mutter-zimmer trat, stürzte von links aus der Abteilung „Zeichner und Vergroßerer“ Herr Suter, der zweite Entwurfer, in höchst unfreiwilliger Weise in den Saal, wobei er fast zu Fall gekommen wäre. Der bejahrte Graukopf, den alle als fried-samen, tüchtigen Menschen zu kennen meinten, sah sich gar nicht mehr ähnlich und schien zunächst nicht gewillt, seine Lage für „wirklich“ zu halten. Da half aber kein besseres Be-finnen mehr; er war soeben regelrecht hinausgeworfen worden. Sein Hut kam hinterher geflogen. Kündlich konfus, wie um den Verstand gebracht, blickte der Bedauernswerte sich nach allen Seiten um, als erwarte er einen bewaffneten Aufstand, die ihm widerfahrene Schmach zu rächen.

„Also weil ich's wagte, einmal den eigenen Kopf zu brauchen, da soll so ein gewalttätiger Siech mich alten Mann mir nichts dir nichts hinauswerfen dürfen? Heißt das viel-leicht Gerechtigkeit?“ wandte er sich endlich ganz zwecklos an den unzuständigen Mister Green, der nur betreten den Kopf schüttelte: „Zwaigen! Still sein! Zwaigen Sie Gottes-namen still!“

„Wahr ist's!“ fuhr der andere, in Raserei fallend, fort: „Lieber will ich Holz spalten auf meine alten Tage, als unter diesem Süßel weiterschaffen. Aber vorher möcht ich doch noch sehen, ob's in diesem Hause eine Gerechtigkeit gibt!“

„Da können Sie lang suchen, Suter!“ versetzte der Fergger Flotisch, der gemühtlos auf einem Ballen Musselin saß und besperrte. „Gaha, Gerechtigkeit! Seit wann? Diesen Artikel haben wir nie geführt. Bei uns heißt's: Selig sind die Unersehblichen, denn sie dürfen Fußtritte austreten!“

Auch der Empörte schien plötzlich die Zwecklosigkeit seines Vorhabens einzusehen. Er schlug sich vor die Stirn, und vom Born des Rebellen gepackt, der die Ketten nicht zu sprengen vermag, warf er die Tür zu Oberholzers Zimmer auf. Ein lagerer Mensch mit kleinem, rotem Seehundskopf, blutunter-lausenen Augen und einem wildwachsenden, überhängenden Schnurrbart kam zum Vorschein. Zwar baumelten die kost-barsten Verlocken und Schügentaler auf seiner buntseidenen Weste; er trug eine kurze Samtjacke, und die weiten Hosen waren recht vornehm groß gewürfelt; aber der ganze Mann sah dennoch aus wie ein Schandkinderbesitzer, und Mister Green

oder gar Herzfeld junior hatten nur ein mitleidiges Lächeln für diese schlechte Nachahmung und Skatatur eines englischen Gentleman's.

Herr Oberholzer war es durchaus nicht gewohnt, in der Bleiche auf mannhafte Widerstand zu stoßen. Auch jetzt riß er die Augen nicht über auf, als ihm der alte Lollkopp, dem er jorden den schlichten Abschied erteilt hatte, mit Gebärden eines Boyers entgegentrat. Den Mädchen im Saal stand das Herz still beim Anblick der beiden Kampfbühne.

„Sawohl, Du gewalttätiger Sidian, i ch bin's!“ jähre der Eindringling, „und sagen will ich Dir noch, bevor ich weiche, was Du für einer bist. Ein Schänder und Unterdrücker bist Du. Meinst in Deinem Größenwahn, die ganze Welt müsse nach Deiner Pfeife tanzen. Aber was gilt's, Du pfeiffst bald auf dem letzten Loch? Das trunfene Gland ist allweg nicht mehr weit. Zunftmeister und Schützenkönig bist Du gewesen, und Lumpenjammler kannst Du noch werden!“

Herr Hirsch, der nebenan mit Hilfe des Amerikaners und des Musterfränkens in seinen Schären kramte, war durchaus nicht taub, aber er nahm solange es anging, keine Notiz von dem Spektakel. Erst als dieser so aufschwoll, daß ihn die auf der StraÙe hören konnten, trat er hinaus, um auf seine Weise Ruhe zu stiften. Draußen verwandelten sich seine Züge. Im Nu erfaßte er die Sachlage.

„Nun, was ist das für ein Därm hier, Mister Green? Warum dulden Sie das? wandte er sich absichtlich an die falsche Adresse.

Oberholzers Tür slog mit einem Knall ins Schloß.

„Bier Fehltreifen. Schlechter Hohlbaum. Zwanzig Prozent Abzug. Vorwärts, worauf warten Sie?“ fuhr Herr Floßch seinen Gehilfen an, als habe er die Arbeit keine Sekunde außer acht gelassen. Auch die überraitete Erste rief unter den vielen Gassern ein Opfer auf. Der eigentliche Störenfried hingegen trat dem Prinzipal ohne Säuen vor die Augen wie einer, der nichts mehr zu verlieren hat.

„Ich bin jetzt bald zwanzig Jahre bei Ihnen, Herr Hirsch, und soviel ich weiß, haben Sie sich über mich nie beklagt. Und was ich mir von dem da drin schon gefallen lassen mußte, das geht auf keine Kuhhaut. Aber U n s ä h möcht man doch immer noch bleiben, Herr Hirsch. Und wo keine Gerechtigkeit ist, da kann es nur ein erbärmlicher Kriecher anshalten. Das weiß der liebe Herrgott!“ (Fortf. folgt.)

August Weismann.

Der Erforscher der Vererbungsgesetze.

Am 17. Januar überschreitet August Weismann, der gefeierte Zoologe, die Schwelle des neunten Jahrzehnts. Geboren im Jahre 1834 zu Frankfurt a. M., reist er sich in jene beneidenswerte Gruppe von Gelehrten ein, welche die Revolution in den organischen Naturwissenschaften als Jüngling miterleben und den Einfluß der großen naturwissenschaftlichen Genies — man erinnere sich der Namen eines Johannes Müller, Helmholz und Darwin — direkt auf sich wirken lassen durften. Zunächst hatte Weismann in Gießen, Wien und Paris Medizin studiert, aber bald wandte sich sein Interesse mehr und mehr der Zoologie zu — ein Vorgang, der bei Herzgen nicht allzu selten vorkommt: sind doch zahlreiche bedeutende Zoologen ursprünglich Mediziner gewesen. Als erste Frucht seiner Studien erschien alsbald eine Monographie über die Entwicklung der Dipteren (Zweiflügler, zu denen Mücken und Fliegen gehören). Nicht lange darauf wurde er in Anerkennung seiner Verdienste nach Freiburg berufen, wo er seine 1873 erhaltene ordentliche Professur mehr als drei Jahrzehnte lang verwaltete, bis ein Augenleiden ihn zwang, von seinem Amte zu scheiden. Aber sein Weggang hat ihn nicht stumm und seine Ruhe ihn nicht untätig gemacht. Noch immer entfaltete er eine ausgedehnte literarische Tätigkeit; den Blick auf das Ganze gewandt, gibt er in klaffenden Darstellungen, die sich auch an wissenschaftlich interessierte weitere Kreise wenden, ein Bild der Lehre, die dauernd mit seinem Namen verknüpft ist. Seine Vorträge über Deszendenztheorie sind vor kurzem in 3. Auflage erschienen.

Was ein Zoologe seiner Generation in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als ein zukunftsreiches Gebiet zu bearbeiten hatte, erkannte Weismann mit scharfem Blick. Der Stern Darwins war aufgegangen und begann langsam in den Zenit zu rücken. Alle Augen der Jüngeren wandten sich ihm zu, in den Gehirnen aller kreiste der Entwicklungsgedanke. Schon früh ist Weismann auf das grundlegende Werk des englischen Forschers, die im Jahre 1859 erschienene „Entstehung der Arten auf Grund natürlicher Zuchtwahl“ aufmerksam geworden. Zeitweilen haben ihn die in diesem Entdeckungsgebiete gesponnenen Probleme beschäftigt. Er ist Darwinist geworden, aber nicht einer der orthodoxen und starrgläubigen, sondern als echter Forscher hat er eine frucht-

bringende Kritik an den Theesen dieses ganz Großen geübt. Es liegt nahe, im Vorübergehen einen Vergleich mit einem anderen Zoologen zu ziehen, der ebenfalls in nächster Zeit seinen abzigigen Geburtstag feiern kann, mit Ernst Haeckel. Haeckel ist von jeher als ein übergeugter Propheet des Darwinismus aufgetreten, er hat wie alle Apokel die Lehre seines Meisters auf die Spitze getrieben. Ganz anders Weismann, der alle Hebel der Kritik ansetzt, um jeden fröhigen Stein aus dem Gebäude zu entfernen und ihn durch ein stabileres Gefüge zu ersetzen. Auch in ihrem Arbeitsgebiete weichen beide Forscher voneinander ab. Haeckel baut tüchtige Systeme, in denen er die Entwicklung der höchstorganisierten Wesen aus den primitivsten durch unendliche Epochen darlegt, Weismann beschäftigt sich schon früh mit Problemen, deren Bedeutung erst in jüngster Zeit deutlich geworden ist, indem er eine Theorie der Vererbung aufstellt. Dabei ist es nicht ohne Kampf und Waffengeklirr geblieben. Hüben und drüben haben sich um ihre Lehrer Schüler gesammelt. Und noch heute ist der Streit zwischen den Weismannianern oder Neo-Darwinisten und den Neolamarckianern nicht erloschen. Auf beiden Seiten stehen Gefolgsschaften mit stolzen Namen.

Wo liegt nun der Unterschied zwischen Lamarckismus und Darwinismus, und welches ist die Ursache der Differenzen? Lamarck, dessen Philosophie zoologique im Geburtsjahre Darwin's, nämlich 1800, erschienen war, hatte als erster erkannt, daß die Arten der Tier- und Pflanzenwelt nicht ewig dieselben bleiben, sondern daß sie sich verändern und neue Arten bilden. Damit war der erste mächtige Schlag gegen das alte Dogma von der Konstanz der Arten geführt. Lamarck dachte sich den Fortbildungsprozeß so, daß durch Anpassung an neue Bedürfnisse die einzelnen Organe sich ändern. Und zwar sollten es zwei Faktoren sein, die dies bewerkstelligen: der Gebrauch oder Nichtgebrauch eines bestimmten Organs. Das ist all beanpruchte, wächst, das vernachlässigte verkümmert. So sollten die langen Beine der Sumpfvögel dadurch entstanden sein, daß sie diese Tiere in dem tiefen Wasser stets stehen mußten; die Giraffen bekamen ihren langen Hals, da ihr Futter an hohen Bäumen wuchs. Andererseits verloren die Wale ihre Fühne, als sie sich nicht mehr von Fischen, sondern von Weichtieren zu ernähren begannen, der Grottenolm verlor seine Augen, da er zeitweilen in den unterirdischen Gewässern dunkler Grotten umher-schwamm. Sobald einmal die Veränderung sich ausgebildet hatte, so wurde sie auch vererbt. Dies ist der Kernpunkt der Lamarck'schen Lehre: Erworbenene Eigenschaften werden vererbt. Auch Darwin aboptierte später die Lamarck'schen Gedanken, aber er hat in ihnen keineswegs die Hauptursache gesehen, aus der heraus die Arten sich ändern. Für ihn war jene die „natürliche Auslese im Kampf ums Dasein“. Das Grundprinzip der natürlichen Auslese läßt sich nicht besser demonstrieren als von dem Beispiele der Giraffe, allerdings in fundamentaler verschiedener Auslegung, als es von Lamarck erklärt worden war. Die Giraffen haben deswegen so lange Hälse, weil diejenigen Individuen, die nur kurze Hälse besaßen, im Kampf ums Dasein unterlagen und Hungers starben, da nur die Langhalsigen auf den hohen Bäumen das Futter erreichten. So blieben in den Polarlandschaften nur diejenigen Tiere von ihren Verfolgern verschont und am Leben, die nicht bedeutend von der Färbung der Gegend abwichen, d. h. weiß waren. Indem also die Unbegünstigten untergingen, wurde ein immer reinerer Stamm von Gezeichneten herangezüchtet. Es kann also nicht mehr von erworbenen Eigenschaften und noch viel weniger von der Vererbung solcher gesprochen werden. Weismann hat sich von vornherein auf die Seite der Selektion gestellt, ja er hat geradezu die Natur als die allmächtige Züchterin bezeichnet.

Nun ist der Einwand dagegen erhoben worden, daß erworbene Eigenschaften sich dennoch vererben. Man hat sich dabei auf angebliche Erfahrungen bei Verstümmelungen von Tieren, denen die Schwänze abgeschnitten wurden, gestützt. Weismann hat durch eine Fülle von Versuchsreihen einwandfrei gezeigt, daß es sich hier um eine Legende handelt. Ebenso hat er widerlegt, daß Krankheiten vererbt werden, denn Krankheiten haben als erworbene Eigenschaften zu gelten. Aber widerspricht dies nicht jeder Erfahrung? Sehen wir nicht die Kinder tuberkulöser Eltern wieder tuberkulös werden? Und doch wird hier die Krankheit nicht als solche vererbt, sondern nur die körperliche Disposition, die es den Tuberkelbazillen später gestattet, sich in dem Körper niederzulassen, oder die Bazillen wandern schon in den sich entwickelnden Embryo. Dann ist die Krankheit zwar angeboren, aber nicht vererbt. Und wenn Kinder von Tränkern an schweren Nervenleiden erkranken, so ist dies kein Erbübel, sondern beruht auf einer Schädigung des Keimes durch das alkoholische Gift. Die vererbende Kraft liegt nach Weismann unbeeinflussbar in dem Keimplasma, jener Substanz, aus der männliche und weibliche Keimzellen aufgebaut sind.

Wie die einzelligen Tiere, die sich immer wieder durch Teilung vermehren, eigentlich unsterblich sind, so besteht auch das Keimplasma in Kontinuität fort; auch diese Substanz ist unsterblich. Denn wenn es, von einem zweiten Keimplasma befruchtet, sich zu teilen beginnt und Zellen hervorbringt, welche später die Struktur des Körpers aufbauen, so bildet sich doch sofort ein Teil des Keimplasmas um in das Keimplasma für das entstehende Individuum, so daß es tatsächlich einen ewigen Bestand hat. Daß es sich hierbei nicht um vage Hypothesen handelt, sondern daß eine greifbare Substanz vorhanden ist, hat ebenfalls schon vor vielen Jahren der Züchtler gezeigt. In den vor der Teilung der befruchteten Eizelle auftretenden färblichenartigen Körperchen, den Chromosomen, sind

jene gebunden. Es würde hier zu weit führen, auf die Vererbungslehre Weismanns, die sein eigentliches Ruhmesblatt bildet, noch genauer einzugehen. Schon die Fülle von neu gebildeten und nur schwer zu erklärenden Hochausdrücken verhindert dies. Auch ist, wie bei jeder jungen Wissenschaft, vieles hypothetisch und noch mehr irrtig. Doch dies soll noch gesagt werden, daß die Ansichten Weismanns eine wesentliche Stütze in den nach langem Vergessen wieder neu entdeckten Regeln der Vererbung, die vor nahezu einem halben Jahrhundert Gregor Mendel gefunden hatte, erhalten haben.

Dr. van Troy.

Dornen und Disteln.

Ein Märchen von Julius Zersaß.

Als Gott der Herr auf Erden längst alles fertig hatte, wurde er, wie bekannt, durch den Sündenfall Adams und Evas gezwungen, die Schöpfung noch einmal zu korrigieren und das Unkraut, die Dornen und Disteln zu erschaffen. Er ließ darum wachsen vielerlei Unkraut auf den Feldern und Weiden draußen vor dem Paradies, welches wohl bewacht war von dem Erzengel mit dem breiten Schwert, auf das niemand eintrete und ein zweiter Sündenfall verhütet werde . . .

Also stand Gott Vater eines Tages draußen vor den Toren des Paradieses und bewunderte sein jüngstes, herrlich gedeihendes Werk. Die Disteln wucherten in den Kornfeldern, die der Reife nahestanden, die Dornen wuchsen in die kaum getretenen Pfade, das Unkraut reichte seine Wurzeln in Ranken und Blüten da überall hin und war kaum mehr zu unterscheiden von den Erstlingen seiner schöpferischen Flora. Ein befriedigendes Lächeln glitt über seine faltigen majestätischen Wangen, er überließ sich einmal alles, und siehe da, es war sehr gut.

So stand er tief in Sinnen. Wohllich trat der Teufel hinter seinem Rücken hervor und stellte sich in seiner ganzen Breite, als hätte er Gleichberechtigung, breitpurig neben ihn. Der liebe Gott betrachtete ihn eine Weile mit göttlicher Strenge, dann sagte er: „Was willst du hier, Nicht und Verderber des paradiesischen Reiches?“

Der Teufel grinste und sagte ganz trocken: „Was ich will? Ei, ich will mir nur deine neuesten Taten ansehen!“

„Und was findest du anzusehen daran, daß du so teuflisch lachst?“

„Was ich daran anzusehen habe?“ höhnte der Teufel. „Nichts, absolut und wirklich nichts. Ich finde, es ist alles sehr gut. Allerdings, ich finde auch, daß du aus deinen ersten Fehlern noch nichts gelernt hast. Den Sündenfall hättest du verhüten und mich aus der Weltgeschichte ausschalten können, wenn du jene Erkenntnisfrucht nicht verboten hättest. Dann hättest du dir auch deinen Fluch ersparen und trocken die Dornen und Disteln erschaffen können, was nicht das Häßlichste ist, was du gemacht hast. Das Paradies hast du verschlossen und nun läßtst du die üppigsten Kräuter draußen gedeihen mit den zaubervollsten Kräften. Die Dornen, die ein Fluch sein sollen, tragen die schönsten Blüten und süßesten Früchte. Gestern noch sah ich, wie Eva aus einem breiten Brombeerstrauch hervortrad und auf ihren beiden Händen Beeren tragend nach ihrer Hütte eilte. Zur gleichen Zeit kämpfte Adam sich durch einen blütenbehangenen, wilden Rosenstrauch hinter dem Paradiesgarten. Er pflückte sich mit blutenden Händen einen ganzen Strauß duftender Rosen und eilte geschwind wie eine Gazelle ebenfalls der Hütte zu. Nun schmückten und bekränzten sie sich mit den Rosen, umarmten und küßten sich, ließen sich die Beeren schmecken und schienen weder an das verlorene Paradies noch an deinen Fluch zu denken, so glücklich waren sie.“

„Satan, das ist wiederum dein Verführerwerk!“, rief Gott entrüstet aus. „Gibt es etwas auf meiner Welt, wobei du nicht deine schwarzen Hände und Gedanken im Werke hast? Gibt es überhaupt eine Gelegenheit, wo du deinen Pakt nicht überschreiten mußt? Aber nun will ich dafür sorgen, daß deine Bäume nicht in meinen Himmel wachsen. Denn lasse dir sagen, ich habe die Dornen und Disteln nicht nur mit Stacheln versehen, sondern auch mit unheilbaren Wurzeln, zum Zeichen, daß mein Zorn dauernd und die Wurzel meines Fluches ewig sei.“

„Lieber Gott!“, erwiderte der Teufel, „was du nur immer mit deinen Fluchen und Verboten willst. Du solltest doch wirklich diplomatischer geworden sein.“ Dabei blickte er höhnisch an Gott Vater vorbei in ein üppiges Aehrenfeld, das von roten Disteln umkränzt und von blauen Chyanen wie ein Teppich durchwirkt war. „Sieh mal!“, so hub der Teufel wieder an, „ist das nicht wunderbar? Hast du in deinem Paradies je solche Schönheit geschaffen?“

Sie blickten nun beide über den Rain des bunten, wogenden Feldes und gewahrten drüben am fernsten Rain die beiden ersten Menschen.

„Was tun die dort?“ frug Gott den Teufel.

„Sie sind wohl bei der Ernte!“, antwortete jener, der aus seinem einen Auge besser sah als ein Adler. Daraus gingen sie unwillkürlich zusammen nach jener Stelle zu. Und da sie dort hinliefen, sahen sie Adam und Eva über die Distelblüten gebeugt und es schien, als ob sie Blüte um Blüte inbrünstig küßten.

„Was tut ihr hier?“ herrschte sie ihr Schöpfer an. „Habe ich

euch befohlen, das Unkraut zu ehren und die Frucht zu schmähen? Wehe, wenn ein drittes Mal mein Zorn über euch kommt!“

Adam und Eva erschrakten wie beim ersten Sündenfall und blickten sehr bald Gott, bald den Teufel an. Dieser schwieg lächelnd. Gott aber war ungeduldig in seinem Zorn und sprach: „Nebet, warum tut ihr das?“

„Wir saugen den ambrosischen Duft dieser Blüten!“, hauchte Eva, während Adam mürrisch schwieg. Sie verhüllte mit den Händen ihre schwellenden Brüste, denn sie trug damals ihre erste Hoffnung unter ihrem Herzen.

Gottes Stirn verfinsterte sich, wie der Himmel vor der Sündflut. Er stampfte auf den Boden, daß die Erde erbehte und sprach: „Verflucht, wer hat euch bei eurer Arbeit zu diesem Tun verführt?“ Dabei warf er einen bligartigen Blick dem Teufel zu.

Eva antwortete ihm: „Warum zürnest du schon wieder, Allmächtiger, da wir doch nichts wider dein Gebot getan haben. Vom Paradiese hast du uns vertrieben, weil wir vom Baume der Erkenntnis genossen, und wir müssen nun zur Strafe im Schweiße unseres Angesichtes für unser Brot sorgen. Siehe, wir stehen hier in der Sommerglut den ganzen Tag zur Erntearbeit. Es dürstete uns, und da wir sahen, wie die Bienen und Insekten von Distelblüte zu Distelblüte schwebten, da berührten auch wir sie einmal mit den Lippen, und als der süße Duft unsere Lunge kühlte, taten wir es von Zeit zu Zeit wieder. Nichts mehr haben wir getan.“

Der liebe Gott hörte diese Rede an und war sehr erstaunt. Er blickte den Teufel an und sagte: „Was schaust du so schadenfroh um dich, hebe dich hinweg von mir.“

Das nahm jedoch der Teufel nicht ernst und er erwiderte ihm sehr richtig: „Daß ich schadenfroh bin, ist nicht richtig. Im Gegenteil, ich fühle mich mit dir in der größten Verlegenheit. Und ich glaube, wir haben uns beide an diesen Geschöpfen verrecknet. Du mit deinen Verböten und deinem Fluch, samt Dornen und Disteln, und ich mit meiner List und Verführungskunst. Wir werden, scheint es mir, uns künftig besser vertragen, und vielleicht unseren Pakt etwas fester beschließen müssen. Du siehst, sie finden sich auch in dieser Lage zurecht.“

Sie gingen zusammen weiter. Der liebe Gott war aber über das Geschehene noch so erbost, daß er ärgerlich gen Himmel fuhr und den Teufel allein ließ. Der verdrückte sich auch verstümmt, denn die beiden im Aehrenfeld würdigten ihn keines Blickes.

Adam und Eva jedoch arbeiteten emsig weiter auf ihrem Acker im Schweiße ihres Angesichts. Von Zeit zu Zeit saugten sie lechzend an den Distelblüten oder sammelten Beeren von den Dornhecken am Rande des Feldes und verzehrten sie.

Am Abend, als Gott durch einen Wolkenspalt noch einmal hinunter sah, gewahrte er, wie sie beide, mit roten Mohn und Chyanen umkränzt, ihre Erntelast heimtrugen. Dann umarmten sie sich, genossen fröhlich die Abendstille, legten sich zur Ruhe und taten so Tag für Tag, den ganzen Sommer lang. Als der Herbst kam, sah er sogar, wie Adam die stachelgeschaffenen Rosen- und Beerenhecken draußen ausgrub und vor die Hütte pflanzte, damit sie das Dach beschatteten; sah, wie sie sich einen Garten bei ihrer Wohnstätte schufen, darin allerlei Blumen, Kräuter und Früchte zogen und sich daran ergötzen. Er gewahrte von seinem Himmels- thron aus, wie dieser Garten immer schöner, ja fast so schön wie das einstige Paradies gedieh, wie die Dornen immer zahlreicher und die Rosen und Früchte täglich schöner und üppiger wurden. Wie sie das Unkraut beherrschten oder sein Wuchern einbäumten.

Er sah durch seine Himmelsluke, wie eines Tages Eva ihr Lager mit Rosen bekränzte und ihren ersten Sohn gebar . . .

Bis zu seinem Thron hörte er den Erntesang der folgenden Geschlechter, von Jahr zu Jahr schöner, lauter, Stürme, Bergstürze, die Sündflut und alle Elemente seiner Nacht überlebend, täglich rhythmischer, frohlockender. Von Geschlecht zu Geschlecht. Und immer sah er zur Erntezeit sie blütengekränzt vom Aehrenfeld ihre Erntelast heimziehen, als hätten sie seinen Fluch vergessen, als wären die Worte: „Dornen und Disteln soll dir der Acker tragen und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ ein Lied geworden, ein Lied, das nicht verdüsternd niederdrückte, sondern verheißungsvoll stärkte und vorwärts trieb. Ein jubelnder Morgensang im Munde der werdenden Menschheit, viel schöner als sein Fluch . . .

Kleines Feuilleton.

Eine Berliner Giftmischerin. Der Fall des Giftmörders Hopf ruft die Erinnerung an eine berühmte Berliner Giftmischerin wach. In früheren Zeiten sah man solche Giftmorde als speziell weibliche Verbrechen an. Die Geheimrätin Charlotte Ursinus, die auch in Willibald Alexis Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ eine bedeutsame Rolle spielt, war eine Frau von seltenem Geist und hoher Bildung, mit einer imposanten Gestalt und einnehmenden Zügen. Ihr Haus bildete den Sammel- punkt der vornehmen Gesellschaft Berlins am Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts. Als neunzehnjähriges Mädchen heiratete sie den Geheimen Justizrat und Regierungsdirektor Ursinus, einen geachteten, herzengutten, aber schon bejahrten, kränklichen und tauben Mann, mit dem sie in kinderloser Ehe lebte. Gleich der Brinvilliers trat auch sie in ein intimes, angeblich von

Ihrem Manne geilligtes Freundschaftsverhältnis mit dem holländischen Kapitän Rogay. Dieser scheint aber nach Jahr und Tag ihrer überdrüssig geworden zu sein, denn er brach jeden Verkehr mit ihr ab und war durch kein Mittel der Ueberredung oder Verführung dazu zu bewegen, mit ihr weiter zusammenzuleben. Bald nachher starb er, ob — wie die Ärzte angaben — an der Lungenschwindlucht, oder — wie es wahrscheinlicher ist — durch Vergiftung von der Hand seiner Geliebten, ist nicht aufgeklärt worden. Höchst wahrscheinlich war der Kapitän das erste Opfer der Ursinus. Dem Geliebten folgte bald der Ehemann nach. Er starb plötzlich am 11. September 1800, nachdem er tags zuvor noch wohl und munter gewesen war. Diesmal hatte sie sich des Giftmordes verdächtig gemacht. Sie räumte ein, um jene Zeit Arsenik mit Mehl zur Vertilgung der Ratten im Hause gehabt zu haben, auch stand es fest, daß sie die über Nacht heftig ausgebrochene Kolik ihres Mannes durch Hausmittel zu stillen bemüht war, aber die Behörde entschloß sich erst nach dritthalb Jahren, die Leiche auszugraben. Die Untersuchung ergab, daß Ursinus an einer Arsenikvergiftung gestorben war.

Da jedoch drei ausgezeichnete Aerzte jener Zeit, u. a. der Geheimrat Formey und Dr. Laube, der die Kuhpocken-Impfung zum ersten Male in Preußen einführte, die alle den Geheimrat Ursinus in seiner Krankheit behandelt hatten, für den Nervenschlag als Todesursache plädierten, verurteilten die Richter seine Witwe nicht zum Tode.

Erst der Versuch, auch ihren Diener zu vergiften, brachte sie zu Fall. Durch Erkenntnis des Kriminalsenats des Kammergerichts vom 12. September 1803 wurde sie zu lebenslänglicher in Festsung sarr est, den sie auf der Festung Slat abbüßte, verurteilt. Dort spielte sie in heuchlerischer Weise die Rolle der unschuldig Verurteilten.

Gegen dreißig Jahre verbrachte sie auf der Festung. Als sie 70 Jahre alt wurde, erhielt sie die Erlaubnis, innerhalb der Stadt Slat leben zu dürfen. Es ist bezeichnend für diese Frau, aber auch für die sogenannte „Gesellschaft“, daß die Feste und Bankette, die sie veranstaltete, fleißig besucht wurden. Bei solchen Anlässen kamen freilich zuweilen tragikomische Episoden vor. Bei einer Abendgesellschaft soll eine Dame, als auf dem Salat einige Zuckerkörner ihr entgegenkimmerten, unwillkürlich zusammengezuckt sein. Die Ursinus bemerkte es mit einem scharfen Blick und sagte spöttisch lächelnd: „Seien Sie unbeforgt; es ist kein Arsenik“.

Als die Giftmischerin, kaum aus der Festung entlassen, in die Stadt Slat gezogen war, lud sie eine große Kaffeegesellschaft zu sich. Ein Kaffee bei ihr war begreiflicherweise der Gegenstand der Neugier, wobei sich ein Anonymus einen grausamen Scherz erlaubte. Er hatte Mittel und Wege gefunden, in den Zuckerguß der Kuchen verschiedenartig wirkende Esenzen heimlich zu praktizieren. Man mag sich das Entsetzen denken, als die Eingeladenen, mit Liebelkeiten nach Hause kommend, an den Wirkungen der Schwig- und Abführmittel zugleich zu leiden anfingen und die Nachricht sich durch die Stadt verbreitete, alle leiden auf gleiche Weise, alle, die bei ihr waren, sind vergiftet.

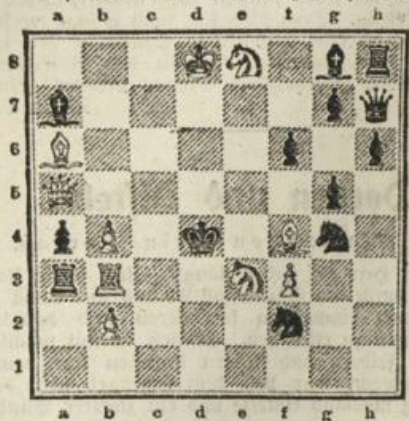
Literarisches.

Karl Schönherr: Schuldbuch (Verlag von L. Staackmann, Leipzig). — Karl Schönherr's Schuldbuch, das acht erzählende Arbeiten aus dem letzten Jahrzehnt zusammenfügt, ist wirklich das, was ein Buch genannt zu werden verdient; es ist nicht zustande gekommen durch ein bloßes Bemühen und Hineinanderum irgendwelchen fertiggeschriebenen Stoffs, wie das so unzählige Male geschieht, um den Publikum, das sich durch einen mod gewordenen literarischen Namen zum Kauf locken läßt, einen Überlaß anzutun. Ein Buch, das ein Recht auf diesen Namen hat, ist wie ein Naturereignis, der eine eingeborene bestimmte Form hat, die, wenn man ihn zerschlägt, sich an den einzelnen Stücken im Kleinen wiederholt: dasselbe Gesetz herrscht in einzelnen und im ganzen. So bindet hier ein Buchgedanke von sozialer Befang die Zeile fest aneinander, so daß ein Werk entsteht, das als Ganzes eindrucksvoll wirken und in den Schranken unserer erzählenden Literatur ausdauernd sichtbar bleiben kann. Schönherr hätte seinem Buche als Motto das Goethewort vorsetzen können: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden“. Der ungelheure qualvollere Ernst dieser Verse erfüllt das Schuldbuch. Es ist ein Menschenpiegel der Gegenwart, in dem die Verzerrungen der sozialen Wirklichkeit im flackernden Fadellicht eines ergrimmten, harten Humors peinvoll aufzuden. Von vergewaltigter Natur zeugen die acht Erzählungen, jede in anderer Art und jede im Handeln von Menschen, die unten in den Tiefen der Gesellschaft die Last naturwidriger Zustände und Einrichtungen in ärgster Schwere zu tragen haben. Es bleibt der Natur kaum ein ungehemmter Atemzug unter dem grausamen Druck von allen Seiten, aber sie leiht doch immer noch ihr Recht und zwingt sich nur zerbent und verbogen durch. Aus sähen Wollen und Müssen. Schönherr's Erzählerkunst formt den Stil dieses Lebens. Sie ist allem Weichlichen, allem Empfindsamen, allem Aufgedunsen-Präsenhaften fern, hant mit harten scharfklantigen Feilsbroden, reißt ihre Zeichnungen mit verben Strichen auf verbes Holz, mit bauern-fälliger Kunst, daß sie wie alle Schnitte wirken, die aus kerniger Volkennatur voll Echtheit und Innerlichkeit des Lebensflüßens stammen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alabin.

Unser Turnier: Motto „Walhalla“.



2+ (89-WT 1)

Nächstehende Partie (Spielonorar 425 M.) ist am 29. Dezember in Riga gespielt. Die Anmerkungen sind von Capablanca (C.) und Niemzowitsch (N.)

Italienisch. A. Niemzowitsch. J. Capablanca.

1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Sb1-c3, Sg3-f6; 4. Lf1-c4
4. Lf8-c5
Auf Lb4 folgt Sd5. (C.)
5. d2-d3 d7-d6
6. Lc1-g5 Lc8-e6

Es ist schwer, den besten Zug anzugeben. Der L steht auf e6 nicht gut. Man müßte jedoch die Figuren entwickeln. (C.)

7. Lc4-b5
Sehr gut war Sd5. (N.)
7. h7-h6
Dieser Zug ist sehr wichtig, damit der Lg5 sich für eine der Diagonalen a1-h6 oder e1-h4 entscheidet. (C.)
8. Lg5-h4 Lc5-b4
Um Lxc6? nebst d3-d4 zu vermeiden. (C.)
9. d3-d4
Ein bedrohlicher aber gewagter Zug. Sch hätte 0-0 vorgezogen. (C.)
Die Rochade wäre von zweifelhaftem Wert, wegen: 9. 0-0?, Lx8; 10. bxc3, g5; 11. Lg3 und nur dann Schwarz sowohl mit Lg4 als mit h6-h5 in Vorteil kommen. (N.)
9. Lc6-d7
10. 0-0 Lb4xc3
11. b2xc3
In Betracht kam auch Lxf6.

11. g7-g5
12. Lh4-g3 Sf6xe4
13. Lb5xc6
Dber 13. Dd3, SxL; 14. fxg3, 0-0; 15. dxex5, Sxe5; 16. SxS, LxL; 17. DxL, dxex5; 18. Dxe5, Tfe8; 19. Df5, De7; 20. Taol, Df3 zc. (C.)
Am besten war Dd1! (N.)
13. Ld7xc6
14. d4xc5 d6xe5
15. Lg3xe5
Besser war 15. Sxe5, DxD;
16. TaXd1, 0-0; 17. Sxc6 zc. (C.)
Noch stärker als Sxe5 war 15. Dd1! Falls dann 15. f6, so 16. Lxe5, fxe5; 17. Sxe5 zc. (N.)
15. Dd5xd1
16. Ta1xd1 17-f6
17. Le5-d4 Ke8-f7
18. Sf3-d2 Th8-e8
19. f2-f3 Se4xd2
20. Td1xd2 Ta5-d8
21. g2-g4 (?)

Wesh sucht einen Angriff auf dem Königsflügel als Ausgleich für die schlechte Bauernstellung auf dem Damenflügel. (C.)
Sch sehe keinen entscheidenden Nachteil auf Tf1-d1! (N.)
21. Lc6-b5
22. Tf1-b1 Lb5-a6

23. Tb1-d1 Te8-e2!

Dieser feine Zug verschafft dem

Nachziehenden den Vorteil. (C.)
24. Td2xe2 La6xe2
25. Td1-e1 Le2xf3
26. Te1-f1 c7-c5!
Dies ist der Schlüssel der Kombination. (C.)
27. Ld4xf6
Besser war: 27. Txe2, cxd4;
28. Td3, Te8; 29. Txd4, Txc2;
30. Ta7f, Kg6; 31. Txb7, Ta3 zc.
27. Td8-d1
28. Lf6-e5 Td1xf1
29. Kg1xf1 Lf3xg4
30. a2-a4

Rängeren Widerstand leistete Lb8 (C.)
30. Kf7-e6
31. Le5-b8 a7-a5!
32. Kf1-e1

Nach der Partie wickelte Niemzowitsch, daß er mit 32. Le7 Remis gemacht hätte. Das Weispiel nahm dann folgenden Verlauf: 32. b5; 33. axb5, a4; 34. e4, a3; 35. La5, a2; 36. Le3, Kd6 und Capablanca gewann durch Lg4-e6-xc4xb5 zc.)
32. Ke6-d5
33. Lb8-c7 Kd5-c6
34. Le7-d8
(Lxa5?, b6 kostete eine Figur.)
34. b7-b6
35. Ke1-d2 Lg4-d7
36. c3-c4 Ke6-b7
37. Kd2-c3 Ld7xa4
38. Ke3-b2 La4-d7
39. Kb2-b3 Ld7-c6
40. Kb3-c3 a5-a4
41. Ke3-d3 Kb7-c6
42. Kd3-c3 g5-g4
43. Ld8-h4 h6-h5
44. Lh4-g3 a4-a3
45. Ke3-b3 Le6xc4
46. Kb3xa3 b6-b5
47. c2-c3 Ke6-d5
48. Lg3-f2 Le4-e2
49. Ka3-b3 Le2-d1
50. Kb3-b2 Kd5-c4
51. Kb2-c1 Ld1-f3
52. Ke1-d2 b5-b4
53. c3xb4 c5xb4
54. Lf2-h4 Lf3-e4
55. Lh4-f6 Le4-g6
56. Lf6-h4 b4-b3
57. Lh4-f6 h5-h4
58. Kd2-c3 g4-g3
59. h2xg3 h4-h3
60. Ke3-f2 Lg6-f5
61. g3-g4 Lf5xg4
62. Kf2-g3 Ke4-d3
63. Kg3-h2 Kd3-c2
64. Kh2-g3 b3-b2
Aufgegeben.